

"... alles in einem Satz" –

Ilse Aichingers Poetik des Schweigens und Verschwindens

In den Texten der 1921 in Wien als Tochter einer jüdischen Ärztin geborenen und 2016 dort verstorbenen Schriftstellerin Ilse Aichinger spielt die kritische Sorgsamkeit in der Verwendung von Wörtern die zentrale Rolle. Bereits in ihrer zweiten Veröffentlichung, dem Essay *Aufruf zum Misstrauen* (1946), weist sie auf den Zusammenhang zwischen zerstörerischer Macht und verkommener Sprache hin. Dabei setzt sie den Akzent auf die Notwendigkeit, stets den eigenen Sprachgebrauch streng prüfend in den Blick zu nehmen. Beim alltäglichen Sprechen und Schreiben müsse solch konstruktives Misstrauen beginnen. Sie forderte, Verantwortung für das, was man sagt und schreibt, zu übernehmen. Wie radikal ihre sprachkritische Position war, zeigt beispielsweise ihr Gedicht *Verschenkter Rat*. Darin finden sich die Verse:

*es gibt Weißblech, sagen sie,
es gibt die Welt,
prüfe, ob sie nicht lügen. (1)*

Ein derartig geschärftes Sprachbewusstsein wird beim Verfassen eigener Texte jedes Wort skeptisch beäugen und wägen, Weitschweifigkeit meiden, Lakonie anstreben und zu immer kürzeren Texten – etwa Prosastücken, Gedichten, Aphorismen – neigen. So erklärt sich, warum Ilse Aichinger im Rückblick auf ihren – einzigen! – Roman *Die größere Hoffnung* (1948) in einem Gespräch erklärte: „Ich wollte am liebsten alles in einem Satz sagen, nicht in zwanzig.“ (2) Es war ihr Ziel, Worte vor der Entstellung zum Geschwätz zu bewahren. Hinter ihrer überraschenden Aussage steht die Überzeugung eines besonderen Verhältnisses von Schreiben und Schweigen, von Sprechen und Stille. Der Verfasser dieser Zeilen hat einmal notiert: „Stille und Schweigen“ seien „der Nährboden nützlicher Worte“. (3) Und: „Worte reinigen sich im Tauchbad des Schweigens.“ (4) So können sie frisch und unverbraucht neu hervortreten. In ihrem Buch *Kleist, Moos, Fasane* (1987) drückt Ilse Aichinger dieses Verhältnis zwischen Stille und Äußerungen so aus: „Um wieder notwendig zu werden, müssen sie (die Wörter) ihre Lautlosigkeit zurückgewinnen, aus der sie notwendig entstanden.“ (5) Die Erfahrung der schöpferischen Kraft des Schweigens

dürfte sie zu ihrer bündigen Äußerung – „alles in einem Satz“ – geführt haben. Wir müssten, sagt sie 1996, „genau hinschauen und lange hinschauen“, bevor wir schreiben und reden. Lapidar bemerkt sie: „Ich kann mich nicht einfach hinsetzen um acht Uhr früh und denken, jetzt schreib‘ ich.“ (6)

Drei Jahre zuvor fasst sie diese Gedanken in die Losung: „Es muss mehr Schweigen in das Sprechen.“ (7) Sie habe erkannt, „dass das Schweigen die Hauptsache ist.“ (8) An anderer Stelle lesen wir: „Jeder Satz, den man schreibt, muss durch ungeheuer viele ungeschriebene Sätze gedeckt sein.“ (9) Das Schweigen geht demnach dem Schreiben voraus und bedeutet die Überwindung des gedankenlosen Sprachgebrauchs. Ilse Aichinger erläutert: „Ich glaube, dass es der Literatur schadet, wenn man ununterbrochen schreibt, um den Markt regelmäßig zu bedienen [...] Ich bin für Langsamkeit, für Verschwiegenheit, dass man nur dann schreibt, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt.“ (10) Mit solchen Ansichten hebt sich das Wirken Ilse Aichingers wohltuend von der üblich gewordenen literarischen Massenproduktion ab. „Ich habe“, lautet eine bezeichnende Formulierung in ihrem Text *Eiskristalle* (1997), „schon vor vielen Jahren gewußt, daß der schwierigere und längere Teil dieses Berufes das Nicht-Schreiben ist.“ (11)

Durch ihr hohes Misstrauen gegenüber der Sprache vermag sie Vertrauen in sie neu zu wecken. Die Ernsthaftigkeit, die sie auszeichnet, wird auch in den folgenden Forderungen deutlich: „Die Worte dürfen nicht provisorisch und unsicher und vage sein. Sie sind das Einzige, was man erst niederschreiben darf, wenn es ganz da ist.“ Und sie fährt fort: „Sie sind ja auch nicht etwas, was man behält, sondern etwas, was man hergibt. Und indem man sie ganz hergibt, also mit allem Schweigen, das jedes Wort umgibt und jeden Laut umgeben muss, wenn er tragfähig sein soll, werden sie eben real.“ (12)

Bemerkenswert ist nun, dass die Dichterin das Verhältnis von Wort und Schweigen nicht nur auf die Autorschaft bezieht, sondern auch auf die Leser. „Es gibt“, legt sie dar, „für jeden einen eigenen Code. Jeder Leser muss sozusagen die Seiten neu schreiben, indem er liest, und seinen eigenen Code der Entzifferung finden. Er muss vor allem – was ein Schriftsteller auch können muss –, er muss schweigen können und das Schweigen in seine Sprache hineinlassen, oder es aufnehmen. Vor diesem Schweigen wird ihm dann vieles deutlich werden.“ (13)

Von diesem Standpunkt her überrascht es nicht, dass Ilse Aichinger häufig längere Schreibpausen einlegte. Von 1979 an erfolgte sogar ein viele Jahre währendes Schweigen als Schriftstellerin. In dieser Zeit wendet sie sich von der Betonung des *Schweigens* ab, weil es zu einer immer wieder verwendeten Kategorie ihres Werkes geworden war. Stattdessen wählt sie den Leitbegriff des *Verschwindens*. Sie knüpft damit an die Zeit ihrer Kindheit an. Sie erzählt: „Ich hatte schon als Kind den Wunsch zu verschwinden. Das war mein erster leidenschaftlicher Wunsch. Ich erinnere mich kaum an etwas anderes außer an diesen wahnsinnigen Wunsch.“ Und 1996 gesteht sie: „Der Wunsch ist noch immer da.“(14)

Was hat das Verschwinden-Wollen, das Verlangen, nicht mehr zu existieren, mit dem Verfassen von Texten zu tun? Um dies zu klären, dürfte die Erinnerung an die prägenden jungen Jahre Ilse Aichingers hilfreich sein. Sie musste als Jüdin die lebensbedrohenden Zustände und die persönliche Isolation in der nationalsozialistischen Zeit erleben, musste erfahren, dass nahe Verwandte deportiert und ermordet wurden. Der Trennungsschmerz beeinflusste erheblich ihr weiteres Leben – und eben auch ihre schriftstellerische Tätigkeit. 1971 formulierte sie mit der für sie charakteristischen Neigung zum Unerwarteten: „Vielleicht schreibe ich nur deshalb, weil ich keine bessere Möglichkeit zu schweigen sehe.“ (15) Und aphoristisch zugespitzt heißt es ein Jahr später bei ihr: „Schreiben ist sterben lernen.“ (16) Das Schweigen ist für sie so untrennbar mit verantwortlicher Wortsuche verwoben, dass ihr das Schreiben als Einübung in das letzte Getrenntwerden und Abschiednehmen erscheint. Die während der Besatzungszeit miterlebte „unvorstellbare Stummheit des Sterbens“ suchte sie, in die Sprache zu übertragen. In diesem Sinne befand sie: „Die Stummheit immer wieder in das Schweigen zu übersetzen, das ist die Aufgabe des Schreibens.“ (17)

Das Verschwinden, die Abkehr vom Leben erscheint als letztmögliche Steigerung des Schweigens und zugleich als Negation des Schweigens; denn im Schweigen liegt noch die Aussicht auf das gereifte Wort, während „der Tod das absolute Ende von allem ist“. (18) „Ich habe mir“, gesteht sie, „immer nur eines gewünscht: weg zu sein, einfach weg und nie wieder aufzutauchen.“ (19)

Beim Stichwort „Verschwinden“ sei hier an Friedrich Nietzsche (1844–1900) erinnert. Der noch nicht vierzigjährige Dichterphilosoph schreibt am 6. März 1883 aus Genua seinem Freund, dem Theologen Franz Overbeck (1837–1905), dass er den existentiellen Plan des völligen Rückzugs hege: „Ich werde ‚verschwinden‘ – ich glaube, das habe ich schon vom Engadin aus Dir einmal in Aussicht gestellt.“ (20) Zehn Tage später teilt er dem Schriftsteller Heinrich Köselitz (1854–1918), der ihn aufopfernd bei der Herausgabe seiner Werke unterstützte, mit: „es steht bevor, daß ich für ein Jahrzehnd ‚von der Welt verschwinde““. (21) Nur sechs Jahre nach diesem Brief wird Nietzsche seinen geistigen Zusammenbruch erleiden, von dem er sich bis zu seinem Tod nicht erholen wird.

Ilse Aichingers eigentümlicher Weg zum Aufhören, zur Nichtexistenz war das mit dem Schweigen eng verknüpfte Schreiben. „Wir haben die Sprache“, bemerkt 1953/54 Max Frisch (1911–1991) in seinem Roman *Stiller*, „um stumm zu werden.“ (22) Für Ilse Aichinger lag in der Tätigkeit des Verfassens etwas Wertvolles, das gleichwohl nicht von der als sinnlos erfahrenen Welt fortzudenken ist. Ihren Rang erhält sie dadurch, dass sie sich der Sinnlosigkeit stellt. Vorsichtig, konjunktivisch teilt sie mit: „Das Schreiben spielt die Rolle, dass es mir vielleicht vorkommt, als hätte alles einen gewissen Sinn. Wenn mir zwei oder drei Sätze gelingen, dann habe ich das Gefühl, meine Existenz wäre nicht völlig absurd, als bliebe noch ein Funken Sinn übrig.“ (23)

Doch Ilse Aichinger wäre sich in ihrer unerbittlichen Genauigkeitsliebe nicht treu geblieben, hätte sie nicht die Widersprüchlichkeit ihres Schreibzieles erkannt. In einem Interview des Jahres 2008 stellte sie fest: „Ich möchte, während ich tot bin, denken ‚Ich bin jetzt tot!‘ Ich finde es erbitternd, dass ich den Triumph, weg zu sein, dann nicht auskosten kann. Das ist natürlich ein Widerspruch, denn wenn ich dann tot bin, hoffe ich, wirklich vollkommen weg zu sein, wie ich es immer wollte.“ (24)

QUELLENANGABEN:

- (1) Ilse Aichinger, Verschenkter Rat. Gedichte, Frankfurt am Main 1978, Seite 555
- (2) Ilse Aichinger wird 75. Ein ZEIT-Gespräch mit der österreichischen Schriftstellerin, von Iris Radisch, in: DIE ZEIT vom 1. November 1996, Nr. 45
- (3) Thomas Berger, Worte in Stein. Aphorismen, Kelkheim 2016, Seite 46
- (4) a.a.O., Seite 71
- (5) Ilse Aichinger, Kleist, Moos, Fasane, Frankfurt 1987; zit. nach: Michael Braun, Auswege für Ausweglose, in: Frankfurter Rundschau vom 28. Dezember 2005
- (6) Ilse Aichinger wird 75. Ein ZEIT-Gespräch mit der österreichischen Schriftstellerin, von Iris Radisch, in: DIE ZEIT vom 1. November 1996, Nr. 45
- (7) zit. nach: Michael Braun, Poesie des Schweigens. Ilse Aichinger und Günter Eich, SWR 2 Literatur, 14. Juni 2016
- (8) zit. nach: Michael Braun, Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. Dankesrede, in: Boersenblatt.net, 15. März 2018
- (9) zit. nach: Sabine Rohlf, Vom Ende her und auf das Ende hin. Nachruf auf Ilse Aichinger, in: Frankfurter Rundschau vom 11. November 2016
- (10) zit. nach: Michael Braun, Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. Dankesrede, in: Boersenblatt.net, 15. März 2018
- (11) Ilse Aichinger, Eiskristalle. Humphrey Bogart und die Titanic, Frankfurt am Main 1997
- (12) zit. nach: Michael Braun, Poesie des Schweigens. Ilse Aichinger und Günter Eich, SWR 2 Literatur, 14. Juni 2016
- (13) zit. nach: Matthias Kußmann, Das Schweigen in die Sprache hineinlassen. Porträt Ilse Aichingers zum 85. Geburtstag, Deutschlandfunk, 1. November 2006
- (14) zit. nach Iris Radisch, Ilse Aichinger wird 75. Ein Zeit-Gespräch mit der Österreichischen Schriftstellerin, in: Die Zeit vom 1. November 1996, Nr. 45
- (15) Peter Mohr, „Alles Komische hilft mir“. Zum Tod der Schriftstellerin Ilse Aichinger, in: Titel kulturmagazin, 11. November 2016
- (16) zit. nach: Michael Braun, Poesie des Schweigens. Ilse Aichinger und Günter Eich, SWR 2 Literatur, 14. Juni 2016
- (17) zit. nach: Claudia Schülke, „Leben ist nicht notwendig“, in: Jüdische Allgemeine vom 14. November 2016
- (18) Ilse Aichinger, Unglaubliche Reisen, Frankfurt am Main 2005; zit. nach: Günter Kaindlstorfer, Ilse Aichingers Aufzeichnungen, Deutschlandfunk, 5. November 2005
- (19) ebenda
- (20) Friedrich Nietzsche, Sämtliche Briefe, Kritische Studienausgabe, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Band 6, München 1986, Seite 339
- (21) a.a.O., Seite 344
- (22) ax Frisch, Stiller, in: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Jubiläumsausgabe in sieben Bänden 1931–1985, Band III 1949–1956, hrsg. v. Hans Mayer, Frankfurt am Main 1986, Seite 677

(23) Ilse Aichinger, Unglaubliche Reisen, Frankfurt am Main 2005; zit. nach: Günter Kaindlstorfer, Ilse Aichingers Aufzeichnungen, Deutschlandfunk, 5. November 2005

(24) Eine Zumutung, dieses Leben, Interview: Julia Kospach, in: Frankfurter Rundschau vom 26. September 2008